Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 1

Artikel: Stabskapitän Rybnikow
Autor: Kuprin, A.J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759934

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Stabskapitän Rybnikow

Von A. J. Kuprin

Aus dem Russischen übertragen von D. F.

I

An dem Tage, als die furchtbare Vernichtung der russischen Flotte bei der Insel Zusima sich ihrem Ende näherte und von diesem blutigen Sieg der Japaner nur die ersten beunruhigenden, dumpfen Nachrichten nach Europa drangen – an eben diesem Tage erhielt der Stabskapitän Rybnikow, der in der namenlosen Seitengasse auf Pesski wohnte, folgendes Telegramm aus Irkutsk:

« Sendet unverzüglich Listen beobachtet den Kranken zahlt Ausgaben ».

Der Stabskapitän Rybnikow teilte sogleich seiner Zimmerwirtin mit, dass er Geschäfte halber ein, zwei Tage Petersburg verlassen müsse und sie sich deshalb über seine Abwesenheit nicht beunruhigen solle. Dann kleidete er sich an, verließ das Haus und kehrte niemehr dorthin zurück.

Erst nach fünf Tagen wurde die Zimmerwirtin auf die Polizei gerufen, um über ihren verschwundenen Einwohner Auskunft zu geben. Die ehrliche, dicke, fünfundvierzigjährige Frau, Witwe eines Konsistorialbeamten, erzählte offenherzig alles, was ihr bekannt war: ihr Einwohner war ein stiller, armer, einfältiger Mensch, mäßig im Essen und höflich; er trank nicht, noch rauchte er, ging selten aus dem Haus und empfing keine Besuche.

Mehr wusste sie nicht zu sagen, ungeachtet ihrer ehrerbietigen Furcht vor dem Gendarmerie-Rittmeister, welcher grimmig seinen buschigen Schnurrbart bewegte und dem es an unflätigen Worten nicht fehlte.

In diesen fünf Tagen hatte der Stabskapitän Rybnikow ganz Petersburg durchlaufen und durchfahren. Überall: auf Straßen, in Restaurants, Theatern, in den Trams, auf den Bahnhöfen erschien dieser kleine, gebräunte, hinkende Offizier in Armeeuniform mit rotem Kragen, der seltsam geschwätzig, zerzaust und nicht ganz nüchtern war, der echte Typus der Spital-, Kriegs-, Kanzlei- oder Intendanturratte. Er erschien auch zu verschiedenen Malen im Hauptstab, im Komitee für Verwundete, in den Polizeidistrikten, in der Kommandantur, der Verwaltung der Kosakenheere und noch in unzähligen anderen Tribunalen und Administrationen und reizte die Angestellten durch seine einfältigen Klagen und

Prätentionen, seine erniedrigenden Betteleien, seine Regimentsgrobheit und seinen aufdringlichen Patriotismus. Alle wussten schon zum Überdruss, dass er in dem zum Korps gehörenden Zug gedient hatte, bei Ljaojana eine Kontusion am Kopf erlitten und bei dem Rückzug von Mukden am Bein verwundet worden war. Warum bekommt er bis heute, hol's der Teufel, keine Unterstützung?! Warum zahlt man ihm noch immer nicht die Diäten und seine Auslagen? Und das Gehalt für die letzten zwei Monate? Er sei absolut bereit, seinen letzten Blutstropfen, hol ihn der Teufel, für Kaiser, Thron und Vaterland zu vergießen und würde in den fernen Osten zurückkehren, sobald sein verwundeter Fuß nur geheilt wäre. « Aber – Tod und Teufel! – der verdammte Fuß will nicht heilen... Stellen Sie sich vor – eine Vereiterung! Ja, da sehen Sie selber. » Und er stellte den kranken Fuß auf einen Stuhl und streifte schon bereitwillig die Hosen auf, doch jedesmal hielt man ihn mit Ekel, Schamhaftigkeit und Mitgefühl davon zurück. Seine geschäftige und nervöse Ungezwungenheit, seine Eingeschüchtertheit mit seltsamen Übergängen zur Frechheit, seine Dummheit und lästige, müßige Neugierde brachten die Leute aus aller Fassung, die mit wichtiger, überaus verantwortungsvoller schriftlicher Arbeit beschäftigt waren.

Vergebens wurde ihm mit dem allermöglichsten Sanftmut erklärt, hier sei nicht die zuständige Behörde, er müsse sich dorthin begeben, diese und jene Papiere vorweisen, man werde ihn von dem Resultat benachrichtigen – er begriff nichts, rein nichts. Doch man konnte sich nicht einmal über ihn sehr ärgern: so schutzlos, schreckhaft und naiv war er und, wenn man ihn unwillig unterbrach, lächelte er nur, wobei er mit idiotischem Ausdruck das Zahnfleisch entblößte, verbeugte sich hastig und wiederholt und rieb verlegen die Hände. Oder er sagte plötzlich mit schmeichelnder, heiserer Stimme:

« Bitte schön, würden Sie mir eine Zigarette geben? Ich rauche für mein Leben gern, aber ich kann mir keine Zigaretten kaufen. Der Arme ist selig ... Armut ist, wie man sagt, kein Laster, aber eine große Schweinerei. »

Damit entwaffnete er die streitsüchtigsten und finstersten Beamten. Man gab ihm eine Zigarette und erlaubte ihm am Ende des Tisches Platz zu nehmen. Widerwillig und selbstverständlich obenhin gab man ihm sogar auf seine zudringlichen Fragen über den Verlauf der Kriegsereignisse Auskunft. Es war, übrigens, viel Rührendes, kindlich Aufrichtiges in der krankhaften Neugierde, mit welcher dieser unglückliche, verarmte, verwundete Armeeoffizier den Krieg verfolgte. Ganz einfach aus Mensch-

lichkeit wollte man ihn beruhigen, ermutigen und darum sprach man mit ihm aufrichtiger als mit anderen.

Sein Interesse für alles, was die russisch-japanischen Ereignisse betraf, ging so weit, dass, während für ihn irgendeine verwickelte sachliche Erkundigung eingezogen wurde, er von Zimmer zu Zimmer schlenderte, von Tisch zu Tisch und, wo er nur ein Wort über den Krieg auffing, sofort herantrat und mit seinem üblichen gespannten und dummen Lächeln zuhörte.

Wenn er endlich ging, hinterließ er, zugleich mit dem Gefühl der Erleichterung, irgend ein unbestimmtes, schweres und unruhiges Mitgefühl. Nicht selten sprachen gepflegte, verzärtelte Stabsoffiziere mit edlem Unmut von ihm:

« Und das sind russische Offiziere! Sehen Sie sich diesen Typus an. Nun, ist es denn nicht einleuchtend, warum wir eine Schlacht nach der anderen verlieren? Stumpfsinn, Einfältigkeit, vollständiger Mangel an Gefühl eigener Würde... Armes Russland!... »

In diesen geschäftigen Tagen mietete der Stabskapitän Rybnikow ein Zimmer in einem etwas schmutzigen Gasthaus in der Nähe des Bahnhofs. Obgleich er seinen eigenen Pass eines Reserveoffiziers bei sich hatte, fand er es doch für nötig anzuzeigen, dass seine Papiere vorläufig noch in der Kommandantur seien. Er brachte auch seine Sachen in das Gasthaus – ein Porte-Plaid mit Decke und Kissen, ein Reisenécessaire und einen billigen neuen Koffer, in welchem sich seine Wäsche befand und ein vollständiger Zivilanzug.

In der Folge sagten die Dienstboten dann aus, dass er immer spät und anscheinend betrunken heimgekehrt wäre, doch dem Portier, der ihm die Tür öffnete, regelmäßig ein Trinkgeld gegeben hätte. Er hätte nicht mehr als drei bis vier Stunden geschlafen, häufig ohne sich auszukleiden, wäre früh aufgestanden und stundenlang im Zimmer auf- und abgegangen. Um die Mittagszeit sei er fortgegangen.

Von Zeit zu Zeit schickte der Stabskapitän von verschiedenen Postabteilungen Telegramme nach Irkutsk, und alle diese Telegramme drückten eine tiefe Besorgnis um irgendeinen Verwundeten aus, einen schwerkranken, dem Herzen des Stabskapitäns wohl sehr nahen Menschen.

Mit diesem geschäftigen, lächerlichen, abgeschmackten Menschen traf eines Tages der Feuilletonist einer großen Petersburger Zeitung zusammen, Wladimir Iwanowitsch Schtschawinski.

II

Bevor Schtschawinski sich zu den Rennen begab, kehrte er in einem kleinen, dunklen Restaurant ein, dem « Ruhm Petrograds », wo gegen zwei Uhr gewöhnlich die Zeitungsreporter zum Austausch der Gedanken und Nachrichten zusammentrafen. Das war eine ziemlich ungenierte, fröhliche, zynische, allwissende und stets hungrige Gesellschaft, und Schtschawinski, bis zu einem gewissen Grade ein Aristokrat der Zeitungswelt, gehörte zu ihr natürlich nicht. Seine glänzenden und amüsanten, wenn auch nicht tiefen Sonntags-Feuilletons hatten bei dem Publikum entschiedenen Erfolg. Er verdiente viel, kleidete sich vorzüglich und hatte einen ausgedehnten Bekanntenkreis. Doch war er auch in dem « Ruhm Petrograds » gern gesehen dank seiner gewandten, scharfen Zunge und der Freigebigkeit, mit der er seinen Kollegen kleine Goldmünzen lieh. Die Reporter hatten heute versprochen, ihm ein Programm mit geheimnisvollen Zeichen aus dem Rennstall zu besorgen.

Der Portier Wassilij half ihm, ehrerbietig und freundschaftlich lächelnd, aus dem Mantel.

« Bitte, Wladimir Iwanowitsch. Alle sind schon versammelt. Im großen Kabinett bei Prochor. »

Der dicke, kurzgeschorene, rotbärtige Prochor lächelte auch vertraulich und liebenswürdig und blickte, seiner Gewohnheit nach, dem Ehrengast nicht in die Augen, sondern auf den oberen Teil der Stirn.

« Sie haben uns schon lange nicht die Ehre Ihres Besuches geschenkt, Wladimir Iwanowitsch. Kommen Sie, bitte. Es sind alles nur die Intimen. »

Wie immer saßen die Kollegen um einen langen Tisch und schrieben, indem sie die Federn hastig in das Tintenfass tauchten, schnell auf langen Papierstreifen. Ohne diese Beschäftigung zu unterbrechen, verschlangen sie zu gleicher Zeit kleine Fischpasteten und Bratwürste mit Kartoffelpüree, tranken Schnaps und Bier, rauchten und tauschten frische Stadtneuigkeiten und Redaktionsklatsch aus, die dem Druck nicht unterlagen. Das Taschentuch unter den Kopf gelegt, schlief auf dem Diwan irgendjemand wie ein Stein. Die Luft im Kabinett war blau, dick und stand von dem Tabaksqualm in Schichten.

Während Schtschawinski sich mit den Reportern begrüßte, bemerkte er den Stabskapitän in Armeeuniform. Er saß mit gespreizten Beinen und stützte Hände und Kinn auf die Scheide eines großen Säbels. Schtschawinski war bei seinem Anblick nicht erstaunt, wie er überhaupt

die Gewohnheit hatte, sich über nichts im Leben der Reporter zu wundern. Er hatte es erlebt, dass in diese gemischte, prinzipienlose Gesellschaft wochenlang untertauchten: Gutsbesitzer aus Tambow, Juweliere, Musikanten, Tanzmeister, Schauspieler, Menageriebesitzer, Fischhändler, Entrepreneure von Café-chantants, Klubspieler und andere Leute von ganz verschiedener Profession.

Als die Reihe an den Offizier kam, erhob er sich, zog die Schultern hoch, breitete die Ellbogen auseinander und stellte sich mit heiserer, echt regimentsmäßiger, betrunkener Stimme vor:

« Hmm!... Stabskapitän Rybnikow. Sehr angenehm. Sind Sie auch Schriftsteller? Sehr, sehr angenehm. Ich verehre die schreibende Bruderschaft. Die Presse ist die sechste Großmacht. Was? Hab ich nicht recht? »

Dabei verzog er den Mund zu einem Lächeln, schlug die Absätze zusammen, schüttelte kräftig Schtschawinskis Hand und verbeugte sich unablässig auf eine besonders lächerliche Weise, indem er den Oberkörper hastig niederbeugte und wieder aufrichtete.

« Wo hab ich ihn schon gesehen? » durchfuhr Schtschawinski der beunruhigende Gedanke. « Er erinnert mich merkwürdig an irgendjemand. Doch an wen? »

Hier in dem Kabinett befanden sich alle Berühmtheiten der Petersburger Reportage. Die drei Musketiere: Kodlubzew, Rjaschkin und Popow. Man sah sie nie anders als zusammen, und sogar ihre Namen, nacheinander ausgesprochen, fügten sich besonders passend zu einem vierfüßigen Jambus zusammen. Das hinderte sie jedoch nicht, sich fortwährend zu zanken und von einander Fälle unglaublicher Erpressungen, krimineller Unterschleife, Verleumdungen und Chantage zu verbreiten. Auch Sergej Kondraschow war anwesend, den man wegen seiner zügellosen Sinnlichkeit « nicht Mensch, sondern pathologischer Fall » nannte. Dann war jemand, dessen Name sich von der Zeit verwischt hatte wie die Aufschrift auf einer schlechten Münze und von dem nur der Spitzname « Matanja » geblieben war, unter dem ihn ganz Petersburg kannte. Von dem finsteren Swischtschew, der die kleinen Feuilletons « In den Kammern der Friedensrichter » schrieb, erzählte man in Form eines freundschaftlichen Scherzes: « Swischtschew ist ein großer Chantagist, er macht es nicht unter drei Rubeln. » Der auf dem Diwan schlafende langhaarige Poet Pestruchin dagegen erhielt seine morsche und ewig betrunkene Existenz dadurch, dass er die Zaren- und übrigen Festtage in lyrischen Versen besang. Es waren noch andere, nicht weniger bekannte

Namen: Spezialisten in städtischen Angelegenheiten, in Feuersbrünsten, in Leichen, in Eröffnungen und Schließungen der Gärten.

Der lange, wirblige, finnige Matanja sagte:

« Das Programm wird Ihnen sogleich gebracht werden, Wladimir Iwanowitsch. Doch vorläufig empfehle ich Ihrer Aufmerksamkeit den tapferen Stabskapitän. Er ist soeben aus dem fernen Osten zurückgekehrt, wo er, wie man sagen kann, den gelbhäutigen, schieläugigen und tückischen Feind kurz und klein geschlagen hat. Nun, General, legen Sie los. »

Der Offizier räusperte sich und spuckte seitwärts auf den Boden.

« Gemeiner Kerl », dachte Schtschawinski, die Stirn runzelnd.

« Der russische Soldat, mein Lieber, ist nicht ein Pfund Rosinen! » rief Rybnikow heiser aus, mit dem Säbel rasselnd. « Er ist ein Wunder von einem Helden, wie der unsterbliche Suworow sagte. Was? hab ich nicht recht? Mit einem Wort... Doch will ich Ihnen aufrichtig sagen: unser Oberkommando im Osten taugt zum Teufel! Sie kennen doch unsere Redensart: wie der Pope, so das Kirchspiel. Was? stimmt es nicht? Sie stehlen, spielen Karten, haben sich Geliebte angeschafft... Und das ist ja bekannt: wo der Teufel nichts ausrichten kann, schickt er ein Frauenzimmer hin. »

« Sie sprachen ja gerade von den Aufnahmen, General, » erinnerte Mantanja.

« Aha, von den Aufnahmen. Merci. Ich hab auch ein Gedächtnis. Ich hab heute zuviel getrunken. » Rybnikow warf einen schnellen, scharfen Blick auf Schtschawinski. « Ja, also... Man beauftragt einen Obersten des Generalstabs, die Rekognoszierung der Marschroute durchzuführen. Er nimmt ein Peloton Kosaken mit sich – tapfere Kerle, weiss der Teufel... Was? hab ich nicht recht? Er nimmt auch einen Dolmetscher und fährt. Sie kommen in ein Dorf. « Wie heißt das Dorf? » Der Übersetzer schweigt. « Ach so, legt los, Kinder! » Die Kosaken bearbeiten ihn sofort mit den Nagaikas. Der Dolmetscher sagt: « Butundu ». Aber « butundu » heisst auf chinesisch: ich verstehe nicht. « Aha, ist Deine Zunge nun gelöst, Hundesohn! » Und der Oberst schreibt auf das Croquis: « Dorf Butundu. » Sie fahren weiter und kommen wieder in ein Dorf. « Wie heißt es? » « Butundu. » « Wie, wieder Butundu? » « Butundu. » Der Oberst schreibt wieder: « Butundu. » So hat er zehn Dörfer « Butundu » benannt und es war wie bei Tschechow. « Wenn Du auch Iwanow der siebente bist, so bist Du dennoch ein Narr. »

« O, Sie kennen Tschechow ? » fragte Schtschawinski.

« Wen? Tschechow? Antoscha? Und ob, weiss der Teufel!... Wir sind Freunde! Wir haben mit ihm gründlich getrunken... Wenn du auch der siebente bist, so bist du doch ein Narr... »

«Sind Sie ihm dort im Osten begegnet?» fragte Schtschawinski schnell.

« Wo denn sonst, natürlich im Osten. Wir, mein Lieber, haben mit Anton Petrowitsch... Wenn du auch der siebente bist, so... »

Während er sprach, beobachtete Schtschawinski ihn aufmerksam. Alles an ihm war gewöhnlich, ganz regimentsmäßig: die Stimme, die Manieren, die abgetragene Uniform, die arme und grobe Sprache. Schtschawinski waren schon hunderte solcher liederlicher Kapitäne wie er begegnet. Gleich ihm lächelten und fluchten sie, zwirbelten mit flotten Bewegungen ihren Schnurrbart nach links und nach rechts, zogen ebenso die Schultern hoch, spreizten die Ellbogen, stützten sich malerisch auf den Säbel und klirrten mit den eingebildeten Sporen. Doch war in ihm noch etwas ganz Besonderes, Verstecktes, was Schtschawinski noch nie gesehen hatte und nicht erklären konnte – irgendeine innere gespannte, nervöse Kraft. Schtschawinski hätte sich gar nicht gewundert, wenn dieser heisere und betrunkene Mann plötzlich begonnen hätte, ungezwungen und klar in gewählter Sprache über scharfsinnige und kluge Dinge zu reden, doch hätte er sich auch ebenso wenig über irgendeinen verrückten, plötzlichen, heftigen, sogar blutigen Ausfall von seiten des Stabskapitäns gewundert.

Schtschawinski war verblüfft von dem verschiedenen Eindruck, den das Gesicht Rybnikows en face und im Profil machte. Von der Seite gesehen war es ein gewöhnliches, russisches, kaum kalmückenähnliches Gesicht: eine niedrige gewölbte Stirn unter dem nach oben strebenden Schädel, eine russische, formlose, pflaumenähnliche Nase, dünnes, hartes, schwarzes Haar in Schnurrbart und Bärtchen, ein kurzgeschorener, stark ergrauter Kopf, die Gesichtsfarbe dunkelgelb von der Sonne. Doch sobald er sich Schtschawinski zuwandte, begann er sofort, ihn an irgendjemand zu erinnern. Er fühlte etwas überaus Bekanntes, doch was man durchaus nicht erfassen konnte, in diesen schmalen, scharfen, kaffeebraunen, schräggeschnittenen Äuglein, in der beunruhigenden Windung der schwarzen Augenbraunen, welche sich vom Nasenrücken aufwärts zogen, in der energischen Trockenheit der Haut, welche die mächtigen Backenknochen straff umspannte, aber vor allem in dem allgemeinen Ausdruck dieses Gesichts – eines boshaften, spöttischen, klugen, beinahe hochmütigen, doch nicht menschen-, sondern vielmehr tierähnlichen Gesichts und noch richtiger – eines Gesichts, das einem Wesen von einem anderen Planeten gehörte.

« Als hätte ich ihn im Traum gesehen, » dachte Schtschawinski. Ihn aufmerksam betrachtend, kniff er unwillkürlich die Augen zusammen und bog den Kopf zur Seite.

Rybnikow wandte sich ihm sofort zu und lachte nervös und laut auf.

« Ergötzen Sie sich an mir, Herr Schriftsteller? Ist es interessant? Ich bin », er erhob die Stimme und schlug sich mit lächerlichem Stolz mit der Faust an die Brust. « Ich bin der Stabskapitän Rybnikow. Ryb-ni-kow! Der rechtgläubige russische Krieger schlägt ungezählte Feinde. Es gibt solch ein russisches Soldatenlied. Was? hab ich nicht recht? »

Mit der Feder über das Papier laufend und ohne Rybnikow anzuschauen, warf Kodlubzew nachlässig hin:

« Und Ungezählte ergeben sich in Gefangenschaft. »

Rybnikow warf einen schnellen Blick auf Kodlubzew, und Schtschawinski bemerkte, wie in seinen braunen Augen seltsame gelb-grüne Flämmchen aufleuchteten. Doch das dauerte nur einen Augenblick. Gleich darauf lachte der Stabskapitän auf, machte eine Bewegung mit den Händen und schlug sich laut auf die Schenkel.

« Da ist nichts zu machen – das ist Gottes Wille. Nicht umsonst heißt es im Sprichwort: da ist die Sense an einen Stein geraten. Was? hab ich unrecht? » Er wandte sich plötzlich zu Schtschawinski, klopfte ihn leicht aufs Knie und gab mit den Lippen einen hoffnungslosen Laut von sich: fuit! « Wir machen alles auf gut Glück, ins Blaue hinein und wie es eben geht und so obenhin. Wir verstehen es nicht, uns der Gegend anzupassen, die Munition passt nicht zu dem Kaliber der Geschütze, die Soldaten auf den Positionen haben tagelang nichts zu essen. Aber die Japaner, hol sie der Teufel, arbeiten wie Maschinen. Sie sind Affen, aber auf ihrer Seite ist die Zivilisation, hol sie der Teufel! Was? hab ich nicht recht? »

« Also, Sie glauben, dass die Japaner uns wohl noch besiegen werden? » fragte Schtschawinski.

Rybnikows Lippen zuckten wieder. Diese Gewohnheit hatte Schtschawinski schon an ihm bemerkt. Während der ganzen Unterhaltung, besonders wenn der Stabskapitän eine Frage stellte und, aufhorchend, die Antwort erwartete oder sich auf irgendeinen beharrlichen Blick nervös umwandte, verzogen seine Lippen sich in sonderbaren Grimassen, welche krampfhaftem, boshaftem Lächeln glichen. Gleichzeitig leckte er mit der Zungenspitze hastig seine gesprungenen, trockenen, dünnen, bläulichen Lippen, die denen eines Affen oder eines Ziegenbocks ähnlich waren.

« Wer weiss es! » rief der Stabskapitän aus. « Gott allein. Ohne Gott kommt man nicht bis zur Schwelle, wie man sagt. Was? hab ich nicht recht? Der Feldzug ist noch nicht beendet. Alles liegt noch vor uns. Der Russe ist an Siege gewöhnt. Erinnern Sie sich an Poltawa, an den unvergesslichen Suworow... Und Sebastopol! Und wie wir im Jahre 1812 den größten Feldherrn der Welt, Napoleon, verjagten. Der Gott der russischen Erde ist mächtig! Was? »

Er sprach, aber die Winkel seiner Lippen zuckten in sonderbarem, boshaftem, spöttischem, unmenschlichem Lächeln und ein unheilverkündender gelber Glanz spielte in seinen Augen unter den schwarzen, finsteren Brauen.

Man brachte Schtschawinski den Kaffee.

« Darf ich Ihnen ein Gläschen Kognac anbieten ? » fragte er den Stabskapitän.

Rybnikow schlug ihn wieder leicht aufs Knie.

« Nein, ich danke, mein Lieber. Weiss der Teufel, wieviel ich heute schon getrunken habe. Der Schädel springt mir. Ich habe schon vom Morgen an getrunken, hol's der Teufel! Die Freude des Russen ist das Trinken. Was? hab ich nicht recht? » rief er mit flottem Ausdruck und plötzlich betrunkener Stimme aus.

« Er verstellt sich », dachte Schtschawinski. Doch wollte er aus irgendeinem Grunde nicht nachgeben und bot dem Stabskapitän verschiedene Getränke an.

« Vielleicht ziehen Sie Bier vor? oder Rotwein? »

« Nein, ich danke ergebenst. Ich bin schon ohnehin betrunken. Grand merci. »

« Vielleicht Selters? »

Der Stabskapitän belebte sich.

« Ach, ja, ja! gerade das... gerade Selters... ich werde ein Gläschen nicht zurückweisen. »

Man brachte eine Flasche. Rybnikow leerte ein Glas in großen, gierigen Zügen. Er füllte sogleich ein zweites Glas. Man sah, dass er schon lang von Durst gequält wurde.

« Er verstellt sich », dachte Schtschawinski wieder. « Welch ein seltsamer Mensch! Er ist erregt, erschöpft, aber absolut nicht betrunken. »

« Das ist eine Hitze, hol' sie der Teufel! » sagte Rybnikow heiser. « Doch scheint es mir, meine Herren, dass ich Sie bei der Arbeit störe. »

« Nein, das macht nichts. Wir sind daran gewöhnt », knurrte Rjaschkin.

« Haben Sie nicht irgendwelche frische Nachrichten vom Krieg? » fragte

Rybnikow. « Ach, meine Herren, » rief er plötzlich laut aus und rasselte mit dem Säbel, « wieviel interessantes Material über den Krieg könnte ich Ihnen geben! Wollen Sie, so werde ich Ihnen diktieren, schreiben Sie nur. Schreiben Sie nur. Und geben Sie ihm nur den Titel « Erinnerungen des Stabskapitäns Rybnikow, der vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt ist. » Nein, glauben Sie nicht – ich will es nicht für Geld tun, ich tu es umsonst, umsonst. Wie denken Sie darüber, meine Herren Schriftsteller? »

« Nun, warum denn nicht, » rief sich träge Matanja ab, « wir werden Ihnen bei Gelegenheit ein Interview arrangieren. – Sagen Sie mal, Wladimir Iwanowitsch, haben Sie nichts von unserer Flotte gehört? »

« Nein, nichts, ist denn etwas passiert? »

« Man erzählt etwas Unmögliches. Kondraschow hat es von einem Bekannten aus dem Marinestab erfahren. He! Pathologischer Fall, erzähl' es Schtschawinski. »

Der « pathologische Fall », ein Mann mit einem schwarzen tragischen Bart und zerknittertem Gesicht, sagte durch die Nase:

«Verbürgen kann ich mich nicht, Wladimir Iwanowitsch! Doch die Quelle scheint zuverlässig zu sein. Im Stab kursiert das dunkle Gerücht, dass der größte Teil unseres Geschwaders sich ohne Kampf ergeben hätte. Dass die Matrosen die Offiziere geknebelt und die weiße Flagge gehisst hätten. Man spricht von zwanzig Schiffen. »

« Das ist in der Tat entsetzlich », sagte Schtschawinski leise. « Vielleicht ist es nicht wahr? Doch ist jetzt eine Zeit, in der das Unmöglichste möglich geworden ist. Übrigens, wissen Sie, wie es in den Meereshäfen zugeht? Unter der Schiffsmannschaft herrscht eine schreckliche, dumpfe Gärung. Die Marineoffiziere fürchten sich, den Leuten ihres Kommandos auf festem Lande zu begegnen. »

Das Gespräch wurde allgemein. Diese verschmitzte, allgegenwärtige, zynische Gesellschaft war in ihrer Art ein empfindlicher Aufnahmeapparat für alle möglichen Gerüchte und Meinungen der Stadt, welche häufig früher in das Privatkabinett des « Ruhmes Petrograds » drangen, als in diejenigen der Minister. Jeder hatte seine Neuigkeit. Das war so interessant, dass sogar die drei Musketiere, für die nichts auf der Welt heilig oder bedeutsam war, sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit am Gespräch beteiligten.

« Es geht das Gerücht, dass die Reservetruppen im Rücken der Armee den Gehorsam verweigern. Dass die Soldaten die Offiziere mit ihren eigenen Revolvern beschießen. »

« Ich habe gehört, dass der Höchstkommandierende fünfzig barmherzige Schwestern hat hängen lassen. Nun, natürlich waren sie nur als Schwestern verkleidet. »

Schtschawinski sah sich nach Rybnikow um. Jetzt schwieg der geschwätzige Stabskapitän. Mit zusammengekniffenen Augen, die Brust auf die Scheide des Säbels gestützt, verfolgte er angestrengt der Reihe nach jeden der Erzählenden, und auf seinen Backenknochen zuckten unter der gespannten Haut die Adern und die Lippen bewegten sich, als wiederhole er für sich jedes Wort.

« Mein Gott, an wen erinnert er mich doch? » dachte wohl zum zehnten Mal ungeduldig der Feuilletonist. Es quälte ihn so, dass er zu einem altbekannten Mittel Zuflucht suchte: er stellte sich, als hätte er den Stabskapitän ganz vergessen und schaute ihn dann plötzlich an. Gewöhnlich half ihm ein solcher Kunstgriff recht schnell, sich an den Namen oder den Ort der Begegnung zu erinnern, doch jetzt erwies er sich vollständig wirkungslos.

Unter seinem beharrlichen Blick wandte Rybnikow sich wieder um, seufzte tief auf und schüttelte bekümmert das Haupt.

« Eine fürchterliche Nachricht. Glauben Sie daran? Was? Wenn es auch wahr sein sollte, so muss man doch nicht verzweifeln. Wissen Sie, wie wir Russen sagen: Gott wird uns nicht verraten, das Schwein nicht fressen. Das heisst, ich will sagen, die Schweine sind natürlich die Japaner. »

Jetzt hielt er hartnäckig den unverwandten Blick Schtschawinskis aus und in seinen rötlichen, tierähnlichen Augen sah der Feuilletonist die Flamme unversöhnlichen, unmenschlichen Hasses.

Da erhob sich plötzlich der auf dem Divan schlafende Poet Pestruchin, schmatzte mit den Lippen und glotzte mit trübem Blick auf den Offizier.

« Ach, japanische Schnauze, bist Du noch immer hier? » fragte er mit betrunkener Stimme, « sprich Du mir noch! »

Und sich auf die andere Seite kehrend, fiel er wieder auf den Divan nieder.

« Ein Japaner! » dachte mit unheimlicher Neugierde Schtschawinski. « jetzt weiss ich, wem er gleicht. » Und er sagte gedehnt, mit vielsagender Betonung:

« Sie sind aber ein Früchtchen, Herr Stabskapitän! »

« Ich? » rief der aus. Seine Augen erloschen, doch zuckten seine Lippen noch nervös. « Ich bin der Stabskapitän Rybnikow! » Er schlug sich wieder mit lächerlichem Stolz mit der Faust an die Brust. « Mein

russisches Herz blutet. Gestatten Sie mir, Ihre rechte Hand zu drücken. Ich habe bei Ljaojana eine Kontusion am Kopf erlitten und bin bei Mukden am Bein verwundet worden. Was? Sie glauben es mir nicht? So werde ich es Ihnen gleich zeigen.»

Er stellte den Fuss auf einen Stuhl und streifte die Hosen auf.

«Aber, lassen Sie das doch, Stabskapitän. Wir glauben Ihnen,» sagte stirnrunzelnd Schtschawinski. Nichtsdestoweniger hatte er aus gewohnter Neugierde Zeit gefunden, auf Rybnikows Fuß zu blicken und zu bemerken, dass dieser Stabskapitän der Infanterie Unterwäsche aus sehr schönem Seidentrikot trug.

Unterdessen trat ein Bote mit einem Brief an Matanja in das Kabinett.

«Das ist für Sie, Wladimir Ivanowitsch,» sagte Matanja, den Umschlag öffnend. «Das Programm aus dem Rennstall. Setzen Sie für mich, bitte, doppelt auf «Zenith.» Ich werde es Ihnen am Dienstag abgeben.»

«Fahren Sie mit mir zu den Rennen, Kapitän?» schlug Schtschawinski vor.

«Wohin? Zu den Rennen? Mit Vergnügen.» Rybnikow erhob sich geräuschvoll, wobei er einen Stuhl umwarf. «Ist das dort, wo die Pferde galoppieren? Stabskapitän Rybnikow geht überall. In die Schlacht, an die Front, zu des Teufels Großmutter! Ha, ha, ha! Was? hab ich nicht recht?»

* * *

Als sie schon in der Droschke saßen und durch die Kabinettstraße fuhren, schob Schtschawinski seinen Arm durch den des Offiziers, beugte sich zu seinem Ohr und sagte kaum hörbar:

«Fürchten Sie sich nicht, ich werde Sie nicht verraten. Sie sind ebenso Rybnikow wie ich Vanderbilt. Sie sind ein Offizier des japanischen Generalstabs und stehen nicht niedriger, nehme ich an, als im Rang eines Obersten. Jetzt — sind Sie Militäragent in Russland.»

Doch Rybnikow hörte seine Worte beim Rollen der Räder nicht oder verstand ihn nicht. Sich leicht schaukelnd, sagte er heiser mit erneuter betrunkener Begeisterung:

«A — also wir haben uns beide aufs B-bummeln gelegt! Das lieb ich, weiß der Teufel! Ich müsste nicht der Stabskapitän Rybnikow sein, ein russischer Soldat, wenn ich die russischen Schriftsteller nicht lieben sollte! Ein prächtiges Volk! Sie verstehen es, tüchtig zu trinken und kennen das Leben durch und durch. Die Freude Russlands ist das Trinken. Ich, mein Lieber, hab heute vom Morgen an gründlich getrunken.»

(Fortsetzung folgt)